



Doppelwirkung gegen Folter

Florian Lamprecht, *Darf der Staat foltern, um Leben zu retten? Folter im Rechtsstaat zwischen Recht und Moral*, Paderborn: Mentis 2009, 298 S., ISBN 978-3-89785-566-3

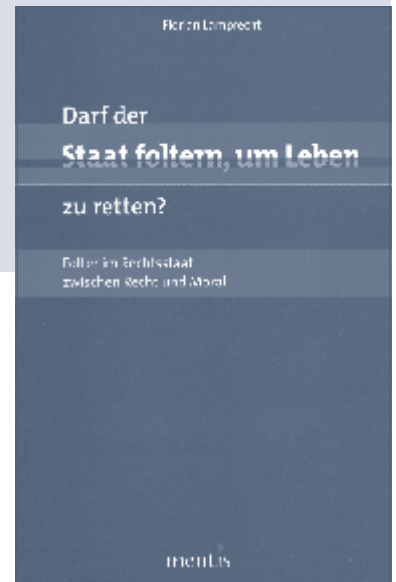
Die heftigsten Debatten um den rechtsstaatlich zugelassenen Gebrauch von Foltermethoden sind in der breiten Öffentlichkeit mittlerweile wieder abgeflaut. Über den Fall „Daschner“ – die vor einigen Jahren diskutierte Folterandrohung des Frankfurter Polizeivizepräsidenten an einen Kindsentführer – ist bereits etwas Gras gewachsen. Und auch die neue amerikanische Obama-Administration mit ihrer offensichtlich gesetzeshörigeren Sicherheitspolitik trägt dazu bei, die Frage nach legitimer und legaler Folter für beantwortet zu halten. Aber wie bei einer großen Welle, die beim Verebben die Landschaft unter sich verändert zurücklässt, verhält es sich auch mit der Folterdebatte: Im politischen Geschäft mag man zur Tagesordnung unter den bislang geltenden Standards zurückgekehrt sein, der Streit um Terrorbekämpfung und Luftsicherheit, Ermittlungen im Entführungsfall oder zum Umgang mit Terrorverdächtigen hat dennoch Spuren hinterlassen. Seit einiger Zeit sind es nicht mehr vereinzelt, etwas abseits stehende Apologeten eines „neuen Denkens“ zur Zielbestimmung staatlichen Handelns (Brugger, Herdegen), sondern ist es ein ganzer Strom staatsrechtlichen und rechtsphilosophischen Denkens, der bislang gültige Selbstverständlichkeiten in Frage stellt. Solche Bodenverschiebungen sind zunächst noch nicht sehr wirkmächtig, aber es gilt ihnen frühzeitig entgegen zu treten, so man darin eine Gefahr für die Koordinaten des Gemeinwesens erkennt.

In diesem Kräftefeld bewegt sich die Publikation des Bamberger Theologen Florian Lamprecht, die zugleich dessen sozialetische Dissertation darstellt. Ausgangspunkt für Lamprecht ist die Fra-

Buchbesprechungen

ge, ob der Staat in Ausnahmesituationen grundsätzlich foltern darf, wenn dadurch eine erhebliche drohende Gefahr abgewendet wird. Dabei geht es ihm nicht um das Phänomen der Folter generell, sondern speziell um eine Folterpraxis unter *rechtsstaatlichen* Maßgaben. Die beiden Bezugsgrößen Recht und Moral bilden denn auch die Matrix der gesamten Argumentation. Sowohl das moralische wie auch das rechtliche Erwägen zur Folterfrage müssten, so Lamprechts These, zum selben Ergebnis gelangen. Dies jedenfalls soll nachgewiesen und damit jene Erklärungsvariante ausgeschlossen werden, die gerade im Auseinanderklaffen von rechtlicher und moralisch-ethischer Bewertung den Grund für die Unsicherheiten mit der Frage nach der rechtsstaatlichen Zulässigkeit von Folter erkennt.

Nach den einleitenden Darlegungen zur Aktualität der Fragestellung befasst sich der Autor im ersten systematischen Kapitel mit einer Verhältnisbestimmung von Recht und Moral (31–63). Entgegen einer Trennungs- und einer Identitätshypothese werden beide Bereiche als zwar „unterschiedliche, aber aufeinander bezogene normative Ordnungen“ definiert. Damit ist die Grundlage vorhanden um zu zeigen, dass ein rechtliches und ein moralisch-ethisches Urteil zur Folter ineinander spielen können, und – wie der Autor meint – auch müssen. Im folgenden Hauptkapitel kommt das Recht zu Wort. Die völkerrechtliche, die polizei- und verfassungsrechtliche sowie die strafrechtliche Dogmatik werden ausführlich referiert (65–131). Das Ergebnis lautet, dass aus der inneren Logik der Rechtsordnungen heraus kein Grund dafür gefunden werden kann, die absolute Geltung des Folterverbotes in Frage zu stellen. Im Anschluss daran bildet die normativ-ethische Betrachtung den rahmenden Fokus der Arbeit (133–248). In deren Zentrum steht zunächst eine handlungstheore-



tische Auseinaderlegung des Foltergeschehens. Vor allem mit den Kategorien der analytischen Handlungstheorie (Meggle, Poser, Runggaldier) beschreibt Lamprecht den Vorgang des Folterns als einen „komplexen, [...] aufgrund der Dilemmastruktur gleichzeitig auch besonderen Gegenstand sittlicher Handlungsbewertung“ (247). Gängige Argumentationsweisen der Folterdebatte, wie etwa das deontologisch geprägte Menschenwürdeargument, oder das konsequentialistisch ausgerichtete Dambruchargument würden dieser Komplexität nicht gerecht, weil sie sich einseitig entweder auf den Handlungsentwurf (Menschenwürdeargument) oder auf die Handlungsfolgen (Dambruchargument) berufen. Jeweils nicht gewürdigt werden könne somit die bei der Folter komplex vorliegende Verschränkung der unterschiedlichen Aspekte von Handlungsentwurf, Handlungsvollzug und Handlungsfolgen. In ethischer Hinsicht bedürfe es deshalb eines Konzeptes, das sowohl deontologische wie auch konsequentialistische Momente vereine. Lamprecht führt als



solches Instrument das bekannte Prinzip von der Doppelwirkung des Handelns an. Mit den vier Beurteilungskriterien dieses Prinzips könne das Instrument der „Rettungsfolter“ als illegitim erwiesen werden: Diese sei zwar keine von vornherein in sich schlechte Handlung (1), die mit der Folter verbundene Willensbrechung sei aber mehr als ein nur in Kauf genommenes Mittel (2). Außerdem sei „Rettungsfolter“ ein notwendiges schlechtes Mittel zu einem erst darüber zu erreichenden guten Zweck (3) und sei als unverhältnismäßig einzuschätzen (4).

Lamprechts Buch trifft den Nerv einer Debatte und hat zum Ziel, deren blinde Flecken zu markieren. Die sozialetische Reflexion wird mit dem methodischen Anspruch eingeführt, nicht ein regionales Methodenfeld neben einer rechts- oder sozialwissenschaftlichen Betrachtung der Sache zu sein, sondern die umfassende Denkform zur Herausbildung einer Beurteilung, die über Fächer und Disziplinen hinaus Bestand hat. Der Autor führt seinen Gedankengang zielstrebig voran; er legt in transparenter Weise die intellektuellen Werkzeuge auf den Tisch, die er dafür benötigt. Wo er die Handlungstheorie einführt, um ein aussagekräftiges Bild zur Komplexität des Foltergeschehens zu gewinnen, bleibt er auf Referenzen aus der analytischen Handlungstheorie beschränkt; man könnte sich hier auch Gesprächspartner aus Hermeneutik und Phänomenologie vorstellen, die anthropologische Fragen und die Problematik personaler Identität einbringen und für die Klärung der Problematik fruchtbar machen. Der wichtigste Kritikpunkt betrifft aber die argumentative Architektur: Das Prinzip der Doppelwirkung wird auf eine Art und Weise eingeführt, die etwas mechanisch wirkt. Nachdem festgestellt ist, dass sowohl das Menschenwürdeargument wie auch das Dambruchargument der Komplexität von rechtsstaatlich legitimer Folter nicht gerecht werden, tritt unvermittelt und plötzlich die Denkfigur der Doppelwirkung auf den Plan und scheint aus dem Dilemma zu befreien. Ohne dass ausführlich erläutert würde, weshalb nun genau dieses Prinzip aus der

theologisch-ethischen Tradition ein für die gegenwärtige Diskussionslage angemessenes Instrument sein kann und etwa den diskursiven Strategien von Folterbefürwortern wie Dieter Birnbacher oder Rainer Trapp den Zahn zieht, wirkt das „Durchspielen“ der vier Aspekte des Doppelwirkungsprinzips recht schematisch.

Ein zweiter Punkt betrifft die Ausgangsüberlegung des Buches, rechtliches und moralisches Nachdenken zur Folter nicht auseinander fallen zu lassen. Diese Baustelle wird am Ende der Argumentation nicht mehr eingeholt. Nachdem erwiesen ist, dass nur in der Verbindung von deontologischen und konsequentialistischen Erwägungen in Gestalt des Prinzips der Doppelwirkung die Folterfrage richtig beantwortet werden kann, vermisst man den Blick zurück: Weshalb Recht und Moral bei der Folterfrage zum selben Schluss kommen, wäre doch mit dem Wesen oder Prinzip des freiheitlichen Rechts zu begründen, das eben die unhintergehbare Freiheit der Person zum Kriterium erhebt. Vermag der von Lamprecht vorgeschlagene „deontologische Konsequentialismus“ eine Antwort auch darauf zu geben, weshalb Recht und Moral unter den Prämissen des freiheitlichen Rechtsstaates nicht allzu weit auseinander fallen (sollen)? Ist das Recht so etwas wie eine vorwegneh-

mende, geronnene Synthese aus deontologischen und teleologischen Anteilen? Man wünscht sich den Brückenschlag, aber er bleibt leider aus.

Das alles sind jedoch die weiterführenden Desiderate zu einem argumentativen Weg, der generell als der richtig gewählte einleuchtet. Die Kehrseite der zwar wünschenswerten, aber nicht eingelösten Optionen ist es, dass Absicht und Auslöser der Studie nicht aus dem Blick geraten. Für die manchmal etwas dürre Einbettung des argumentativen Ganges wird man durch den flüssigen und souveränen Umgang Lamprechts mit den von ihm durchgeschrittenen Denkfeldern in Rechtsphilosophie, Moraltheorie und Soziologie entschädigt. Man gewinnt einen strategischen Überblick zu einer komplexen Debattenlage und ein Gefühl für die Schnittstellen zwischen Recht und Moral. In diesem Sinne ist das Buch ein zuverlässiger Kompass zur Frage nach dem Verhältnis von Rechtsstaatlichkeit und Folterpraxis. Aus sozialetisch-theologischer Reflexion heraus wird ein Diskussionsangebot an Recht und Politik formuliert, das aufgrund seiner interdisziplinären Kompetenz und des klaren Stils hohe Hürden für eine Rezeption vermeidet.

Daniel Bogner

Feministisch christliche Sozialethik

Christian Spieß, Katja Winkler (Hg.): *Feministische Ethik und christliche Sozialethik*, Münster: Lit 2008, 352 S., ISBN 978-3-8258-1677-3

Das Interesse an feministisch-ethischen Anfragen und Modifikationen klassischer Ethikentwürfe hat auf sozialetischer Seite zugenommen. Wohl nicht zuletzt aufgrund der Kongruenz christlicher und feministischer Motive im ethischen Kontext. Dieser Interessensschub lässt sich im Sammelband „Feministische Ethik und christliche Sozialethik“ mehrfach festmachen: an der bereits fundierten Rezep-





tion feministisch-ethischer Theorien in Grundlagendebatten zu Gleichheit und Differenz, Gerechtigkeit und gutem Leben sowie Privatheit und Öffentlichkeit; an der verstärkten Involvierung männlicher Autoren in den feministischen Diskurs oder an der imposanten Fülle thematisch weit verzweigter Schwerpunkte.

Dennoch ließe sich über die tatsächliche Breitenwirkung einer feministisch inspirierten christlichen Sozialethik diskutieren. Erstaunlicherweise wird die andauernde Geschlechterblindheit mancher Sozialethikkreise jedoch weniger in den katholischen, als in den evangelischen Beiträgen bemängelt. Nach Uwe Gerbers Recherche evangelischer Quellen geschieht „die Rezeption und Diskussion bestenfalls in wenigen Einzelfällen, nicht aber als nachhaltige Aufnahme“ (39).

Umso mehr ist die Herausgabe dieses Bandes durch Christian Spieß und Katja Winkler von hoher Aktualität. Die beiden Münsteraner SozialethikerInnen können darin zeigen, dass feministisch-ethische Argumente „für die christliche Sozialethik eine Bereicherung darstellen“ (7) und „für die gesamte Ethik weiterführenden und präzisierenden Charakter haben“ (12). Ihr lesenswertes und umfassendes Vorwort bringt die Sinnhaftigkeit und Notwendigkeit einer christlich feministischen Sozialethik näher und schafft damit einen systematischen Rahmen für die im Sammelband aufgegriffenen Beiträge. Nicht erläutert wird die vorgenommene Reihung der Beiträge, die sich auch aus der Inhaltsübersicht nicht erschließen lässt. Den Beiträgen gemeinsam ist in jeder Hinsicht ihre hohe Qualität, die Wiedergabe des aktuellen Forschungsstandes mit einer treffsicheren Literaturauswahl und ihre mehr oder weniger tiefgreifenden Modifikationen liberalen Denkens.

Die Aufsätze der aus Österreich, Deutschland und der Schweiz stammenden EthikerInnen können bis auf den bereits erwähnten, überblicksartigeren Beitrag von Uwe Gerber, in zwei Kategorien eingeteilt werden. Einerseits in Aufsätze, die ethische Kernbegriffe feministisch-systematisch rekapitulieren und meist ei-

ne eigene Theorieentwicklung aufweisen. Andererseits können Beiträge identifiziert werden, die anhand eines Referenzautors/einer Referenzautorin dessen/denen Beitrag für eine feministisch christliche Sozialethik ausarbeiten.

Als Beiträge einer feministisch-systematisierenden Kategorie erweisen sich Christa Schnabls Charakterisierung und Verhältnisbestimmung der für die Ethik und feministischen Bewegungen zentralen Leitkategorien der Gleichheit und Differenz, Maria Katharina Mosers Vorschlag eines relational gedachten Autonomieverständnisses, Regina Ammicht Quinns Wiedergewinnung der Kategorie des Körpers für die Ethik und Marianne Heimbach-Steins Plädoyer für eine gendersensitive kontextuelle Sozialethik. Auch Christa Schnabls zweiter Beitrag ist hier einzuordnen, der die oft als kontrahierend dargestellten ethischen Schlüsselbegriffe „Fürsorge“ und „Gerechtigkeit“ zu vermitteln versucht.

Zur autorInnengeleiteten Kategorie zähle ich den Beitrag von Arno Anzenbacher, der das Bild der Frau bei Thomas von Aquin untersucht. Mit Ethikkonzepten jüngerer Datums wiederum setzen sich Axel Bohmeyer, Susanne Dungs und Christian Spieß in ihren Aufsätzen auseinander. Als für sozialetische Fragestellungen relevant stufen Bohmeyer die fe-

ministischen Bezüge von Axel Honneths Theorie der Anerkennung und Spieß die feministisch liberalistischen Anklänge in Martha Nussbaums Gerechtigkeitskonzeption ein. Auch Dungs gelingt in ihrer Würdigung der – noch vielfach wenig bekannten – Anerkennungstheorie Judith Butlers ein innovativer Beitrag. An dieser Stelle sei auch auf das von Dungs und von den HerausgeberInnen angeführte Desiderat einer Rezeption der Butler'schen Subjektkritik verwiesen, das m. E. zur weiteren Bearbeitung lohnen würde: Wäre eine christliche Sozialethik „ohne Subjekt“ denkbar? Oder stößt hier die Sozialethik tatsächlich an eine Rezeptionsgrenze?

Das Buch liefert reizvolle Denkansätze, die vielleicht gerade rechtzeitig kommen, um eine gender-müde LeserInnen-schaft neu aufzurütteln. Dabei kommt dem Band zugute, dass er nicht die Leier der armen ausgebeuteten Frau/en wiederholt, sondern durch die Verknüpfung von feministischer Ethik und christlicher Sozialethik neue Wege hin zu sozialer Gerechtigkeit *für alle* zeigt. Dass das kein einfaches Vorhaben darstellt, zeigt die Komplexität mancher Beiträge, die trotz klarem Aufbau denkerisch herausfordernd bleiben.

Christine Gasser



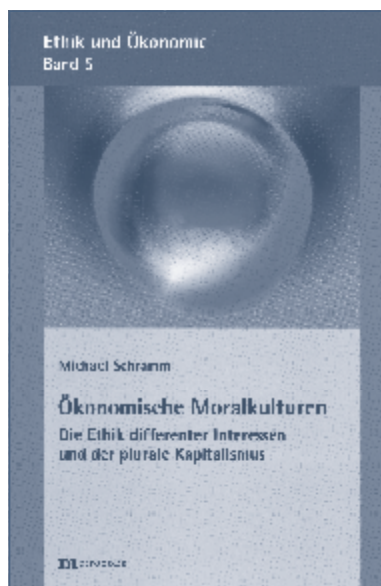
Ökonomische Moralkulturen

Michael Schramm: *Ökonomische Moralkulturen. Die Ethik differenter Interessen und der plurale Kapitalismus, Metropolis 2008, 238 S., ISBN 978-3-89518-640-0*

Mit der moralökonomischen Theorie ist das so eine Sache: Öffnet sie für Ökonomen bei einigem guten Willen eine weite Tür für die Fragen nach einem guten und gerechten Wirtschaften, so wenden sich Ethiker oft genug enttäuscht ab und bestreiten schlicht die Hauptthese der Moralökonomik, die lautet, dass die Ökonomie nicht nur Gegenstand der Ethik ist,

sondern selber etwas Genuines zur Moraltheorie beizutragen hat. Die Debatte ist nicht einmal mehr aufgeregt und die Verfechter so wie die Gegner wiederholen mit Beharrlichkeit ihre Argumente.

Michael Schramm beschäftigt sich in seinem Buch „Ökonomische Moralkulturen“ als Ethiker mit der Moralökonomik in einer Weise, die der Debatte neue Denkanstöße verleihen kann. Er geht von dem anregenden Gedanken aus, dass der Kapitalismus in durchaus verschiedenen Formen vorkommt; wir erleben eine „Pluralität des globalen Kapitalismus“ (11) und die Pluralität ist moralkulturell bedingt.



Für die Erläuterung der konzeptionellen Kernidee wird Max Webers Unterscheidung von Interessen und Weltbildern (Ideen) angeführt: Interessen, und es gibt immer eine Pluralität divergierender Interessen, treiben die Dinge voran. Ideelle Weltbilder hingegen fungieren als Richtungsweiser für diesen Ablauf. Die „differenter Interessen“ stellen den eigentlichen Gegenstand der Ethik dar, womit sie „grundsätzlich“ zu einer „Ethik differenter Interessen“ (12) wird. Weltbilder, Schramms „Moralkulturen“, werden als Hintergrund dieser Interessen identifiziert, die Interessen lenken und damit auch ökonomische Interessen (im weiten und engeren Sinne) beeinflussen: „Moralkulturen besitzen ökonomische Bedeutung und prägen die Interessen ökonomisch einschlägiger Akteure [...] deutlich.“ (13) Die moralökonomische These bestätigend sind für Schramm „Moralkulturen [...] notwendigerweise ökonomische Moralkulturen“, insofern das Ökonomische auf der Anwendungs- und auf der Begründungsebene ein „genuiner Bestandteil“ des Ethischen ist; für Wieland ist zum Vergleich das Ethische ein genuiner Bestandteil des Ökonomischen.

Dieser Zusammenhang von ökonomischer Moralkultur und einer Ethik differenter Interessen angesichts pluraler Kapitalismusformen wird im Buch in zwölf

Kapiteln entfaltet. Grob zu unterscheiden sind Kapitel, die einzelne Moralkulturen näher untersuchen und Kapitel, die die konzeptionellen Konsequenzen für die ethische und ökonomische Theorie untersuchen.

Die Abschnitte 2, 5, 7 und 10 präsentieren und erläutern die Auswirkungen der konfuzianischen, der islamischen, der amerikanischen zusammen mit der schwäbischen und der indischen Moralkulturen auf das Wirtschaften. Diese Kapitel bestechen durch eine ebenso knappe wie interessante Darstellung dieser unterschiedlichen „belief systems“ und ihrer Auswirkungen auf das Wirtschaften.

Die anderen Kapitel widmen sich dagegen ganz der theoretisch-konzeptionellen Schärfung des wirtschaftsethischen Ansatzes und fordern dem Leser/der Leserin einiges an wirtschafts-, sozialwissenschaftlichen und philosophischen Vorkenntnissen ab, auch wenn die eingestreuten (Fall)Beispiele die theoretischen Gedanken gut erläutern. Nach der empirischen Bestätigung des Zusammenhangs von Moralkultur und wirtschaftlichem Handeln (Kap. 1) skizziert das dritte Kapitel die Bedeutung moralischer Interessen („Was die Dinge treibt“) und bringt damit die Suche nach einer tragfähigen Moraltheorie differenter Interessen wesentlich voran. Kapitel vier entwirft für die Frage „Was wirklich geschieht“ eine fast schon spekulativ zu nennende „Ontologie moralökonomischer Transaktionen“, die natürlich ganz ohne traditionelle Metaphysik auskommt, aber mit den Referenzen zu Niklas Luhmann (Systemtheorie) und Alfred North Whitehead (Prozessphilosophie und Kosmologie) dafür Ersatzstücke anführt. Dies endet in der Darstellung von „ethischen Konsequenzen eines systemtheoretisch und governanceethisch konzipierten Modells von Tm-Rhizomen“ (90); Tm-Rhizome sind eine Metapher für Netzwerke moralökonomischer Transaktionen. Wer sich, wie der Rezensent, von solchen Formulierungen herausgefordert fühlt, dem kann Erkenntnisgewinn versprochen werden. Für die restlichen konzeptionellen Kapitel, etwa zur „Theorie ökonomischer und mo-

ralischer Kosten“ (Kap. 6) oder zur „Integration von ökonomischem und moralökulturellem Approach“ (Kap. 8) gilt in etwa das gleiche, wobei gerade das Kapitel 8 zusammen mit Kapitel 3 und 11 das Grundgerüst des Buches in theoretischer Hinsicht bildet. Kapitel 11 führt dabei die Elemente zu einer Ethik differenter Interessen zusammen und weist dem moralökulturellen Ansatz darin einen Platz auf einer Anwendungs- und Begründungsebene zu.

Bei allem Anregungsreichtum und theoretischer Energie vermisst der Rezensent eine nicht nur implizite sondern auch explizite Verknüpfung der aufeinanderfolgenden Kapitel, die den Leser durch den Gedankengang führt, den erreichten Stand resümiert und folgende notwendige Schritte andeutet. Hochschullehrer und andere Dozenten werden für wirtschaftsethische Lehrangebote aber sicher lohnendes Material in Schramms Monografie finden können. Theologisches Material für eine christliche Profilierung oder Kritik einer moralökonomisch betriebenen Wirtschaftsethik wird nicht verarbeitet. Man kann das in einem Buch eines christlich-sozialethischen Autors vermissen, auch wenn es für den wirtschaftswissenschaftlichen Markt geschrieben wurde. Die Öffnung des wirtschaftsethischen Diskurses für „kulturelle“ Fragen und „Identitätssemantiken“ allein weiter geführt zu haben, ist aber ein Verdienst, das in christlich-sozialethischer Perspektive gewürdigt werden kann.

Alexander Filipović

